Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 380. **Mittwoch** den 28. Juli 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 28. Juli.

Selbst die „Kreuzztg." ist sich vollständig klar darüber, daß Herr Dr. v. Miquel, die Seele des jetzigen preußischen Ministeriums, keineswegs untröstlich über die Ablehnung der **Vereinsgesetznovelle** ist und daß „die Bedeutung der Vorlage für ihn weit hinter die **Sammlung der Parteien** zurücktritt". Die „Post", die der Anschauungsweise des Vicepräsidenten des preußischen Ministeriums jedenfalls näher steht als die „Kreuzztg.", kann sich erst recht nicht unklar darüber sein, daß Herr von Miquel weit tiefer als die Ablehnung der Vorlage eine noch schärfer hervortretende Gereiztheit zwischen den Parteien beklagen würde, auf deren Sammlung er das größte Gewicht legt. Und doch giebt sich das freiconservative Blatt alle Mühe, diese Sammlung zu erschweren, indem es die nationalliberale Fraction des Abgeordnetenhauses mit ungerechtfertigten Vorwürfen überhäuft. So schreibt die „Post", daß der Abg. Schoof wegen seiner Abstimmung für das Vereinsgesetz aus der Fraction ausgeschlossen worden sei, und unterdrückt, nachdem sie daraufhin in Hannover Stimmung gegen die dortigen Nationalliberalen zu machen gesucht, vollständig die Erklärung der Fraction, worin ausdrücklich gesagt ist, daß so verfahren werden mußte, weil Herr Schoof, sein durch seine Zustimmung zur Hobrecht'schen Erklärung gegebenes Wort nicht gehalten und sich auch nicht rührte, als der Abg. Dr. Hahn am Sonnabend, auf Schoof sich berufend, dessen Fractions- und Berufsgenossen aus Hannover in schwerster Weise hinsichtlich ihrer Ueberzeugung verdächtigte; die „Post" verschweigt also, daß bei der Ausschließung lediglich Voraussetzungen in Betracht kamen, die für ein vertrauensvolles Zusammenwirken in jeder Gemeinschaft für unerläßlich gehalten werden. Daß nicht seine Abstimmung für die Novelle Herrn Schoof verhängnißvoll wurde, sondern lediglich sein Wortbruch, geht sonnenklar daraus hervor, daß die Herren Bueck und v. Sanden, von denen der Erstere am Sonnabend gleich Herrn Schoof für die Novelle stimmte, während der Letztere sich der Abstimmung enthielt, aus der Fraction nicht ausgeschlossen wurden. Sie hatten eben die Fraction vom ersten Augenblicke an von ihrer abweichenden Auffassung in Kenntniß gesetzt, und die Fraction hat der Ueberzeugung der Herren, die vom Anfang bis zum Schlusse festgehalten und auch zum Ausdruck gebracht worden ist, bevor der Abg. Hobrecht seine bekannte Erklärung abgab, die Achtung entgegengebracht, auf welche die Ueberzeugungstreue bei jeder politischen Auffassung, gleichviel welcher Partei, berechtigten Anspruch hat. Es mag ja sein, daß die „Post" an einem Wortbruche wie der, dessen Herr Schoof sich seiner Partei gegenüber schuldig gemacht hat, nichts sonderlich Schlimmes findet, aber daraus kann sie nicht das Recht herleiten, der nationalliberalen Fraction für die Ausschließung Schoof's Motive unterzuschieben, die nachweislich nicht ausschlaggebend gewesen sind. Geschieht diese Unterstellung trotzdem, so beweist die „Post", daß es ihr auf Das, was Herrn v. Miquel das Wichtigste und Erstrebenswertheste erscheint, gar nicht ankommt und daß es ihr nicht um Sammlung der staatserhaltenden Parteien, sondern lediglich um Stimmungsmacherei mit unredlichen Mitteln zum Zwecke des Stimmenfanges in nationalliberalen Wählerkreisen zu thun ist. Und bei solchem Thun, bei solchem Ignoriren Dessen, was Dr. v. Miquel im Namen der jetzigen preußischen Regierung als ihr wichtigstes Ziel und als das dringendste Staatsbedürfniß hinstellt, giebt sich die „Post" den Anschein, lediglich in heißer Sorge um das Staatswohl zu brennen! Weiter kann man die politische Heuchelei kaum treiben. Doch ja, daß es geht, beweist ein Blatt, das bei jeder Gelegenheit dem neuen und dem neuesten Curse den alten als Knüppel zwischen die Füße zu werfen versucht, Minister wiederholt in der giftigsten Weise angegriffen und angeschwärzt und sogar durch Verbreitung und Vertheidigung der bekanntermaßen nur zum Zwecke der Verhöhnung eines Leichtgläubigen erfundenen Nachricht von dem beabsichtigt gewesenen, aber durch Machinationen hintertriebenen Reise des Zaren nach Friedrichsruh die höchsten Kreise zu verdächtigen und zu discreditiren versucht hat; ein solches Blatt findet jetzt mit einem Male, daß die Nationalliberalen durch Verwerfung der Vereinsgesetznovelle der preußischen Regierung eine für diese verhängnißvolle Niederlage beigebracht, eine Verstärkung der Socialdemokratie herbeigeführt und somit eines schweren Vergehens sich schuldig gemacht haben! Wir wollen ganz davon absehen, daß in diesem Vorwurfe die komische Doctrin enthalten ist, die Parteien hätten zu Allem Ja und Amen zu sagen, was die Regierung vorschlägt, um ihr eine Niederlage und der Socialdemokratie eine Freude zu sparen. Aus dem Munde eines freiwillig-gouvernementalen Blattes läßt man sich auch solche Lehren gefallen. Spielt sich aber plötzlich ein Blatt, das principiell jede Regierung, die nicht genau im Fahrwasser des alten Curses segelt, zur Freude der Socialdemokratie als blind, minderwerthig und curslos erscheinen zu lassen sucht, plötzlich als Engel mit dem Flammenschwerte auf, der die Opposition gegen eine Regierungsvorlage in die Wüste zu Socialdemokraten und Anarchisten jagt, so ist das der Gipfel der Heuchelei.

Daß zwischen einem Theil der **conservativen** Partei und der Leitung des **Bundes der Landwirthe** nicht „Alles in Ordnung" ist, zeigt sich immer von Neuem. So hat dieser Tage Herr v. d. Gröben-Arenstein, bisher Leiter des ostpreußischen Provinzialverbandes des Bundes, bei einem Festmahl, welches ihm anläßlich seines Rücktritts von dieser Stellung gegeben wurde, in seiner Dankrede u. A. Folgendes bemerkt:

„Wollen Sie mir gestatten, daß ich an der Hand von Erfahrungen, die ich in meiner langjährigen Praxis als Provinzialleiter des Bundes gemacht habe, Ihnen darlege, wie nothwendig es ist, von allen politischen Sonderbestrebungen abzusehen, welche fernab von unserem Programm liegen, und in ein beliebiges bundesfreundliches Gewand gehüllt, in letzter Zeit verschiedentlich versucht haben, sich in den Bund Eingang zu verschaffen und einen bestimmenden Einfluß zu gewinnen. Dieses muß auf unsere Organisation vernichtend wirken, unsere Mitgliederzahl schwächen und die Ziele des Bundes verdunkeln."

Gleichzeitig wird in einer Zuschrift an die „Nordd. Allg. Ztg.", welche auf die gegen die Bundesleitung gerichtete Broschüre eines „alten Conservativen" Bezug nimmt und von der „anmaßlichen Einmischung" der Correspondenz des Bundes in die Interna der conservativen Partei spricht, eine Erinnerung aufgefrischt; im October v. J. habe die „Schles. Ztg." Folgendes berichtet:

„Die Bestrebungen, aus dem Bunde der Landwirthe eine politische Reformpartei zu bilden, die sich den vielgewandten Antisemiten angliedern würde, sind durchaus noch nicht überwunden. Den vorigen Winter hatte dieser Plan schon so bestimmte Gestalt angenommen, daß man bereits die Namen derjenigen Agrarier nannte, die gegebenenfalls aus der conservativen Partei secessioniren wollten. Man rechnete, die neue Reformpartei werde einschließlich dieser Secessionisten und einiger Wilden nebst der Fraction der deutsch-socialen Reformpartei etwa dreißig Mann stark auftreten können. Dieser Plan ist Dank der Wachsamkeit des conservativen Parteivorstandes vorläufig zu Wasser geworden."

Dazu bemerkt der Einsender jetzt:

„Die „Correspondenz des Bundes der Landwirthe" hat damals geschwiegen, die „Deutsche Tageszeitung" hat damals nach meiner Erinnerung nur lau widersprochen und den Bundesvorstand — der als solcher gar nicht in Frage steht — in Schutz genommen. Klarheit in dieser Sache würde sofort geschaffen werden, wenn die Herren Dr. Hahn, v. Liebermann und v. Bloetz erklären wollten, daß in Bundessitzungen oder vertraulichen Besprechungen ein Plan, wie ihn der alte Conservative in seiner Broschüre angedeutet und wie er auch in der „Schlesischen Zeitung" und „Kreuzzeitung" erwähnt war, niemals erörtert und auf seine Opportunität geprüft worden sei, und daß man auch für die Folge entschieden davon Abstand nehmen will, den Bund politisch selbständig zu machen. Es sollte mich aufrichtig freuen, falls diese Erklärung abgegeben werden könnte und würde."

Angesichts derartiger Erörterungen in der Oeffentlichkeit, denen ohne Zweifel ähnliche hinter den Coulissen entsprechen, ist es erklärlich, daß das Bundesorgan plötzlich seine Anhänger dringend zur Einigkeit mahnt und „ernstlich daran erinnert, wie nothwendig es sei, daß das gesammte Vorgehen in landwirthschaftlichen Fragen sich gruppire um die Organisation, die denn doch nun im öffentlichen Leben als die Trägerin der agrarischen Wirthschaftspolitik gilt und gelten muß." — Das scheint nicht überall anerkannt zu werden. Es sollen in neuerer Zeit Tausende von Mitgliedern, namentlich auch in den östlichen Provinzen, aus dem Bunde ausgetreten sein, die nur nothdürftig durch die Anwerbung neuer Mitglieder ersetzt werden können; diese Werbethätigkeit nimmt einen großen Theil der Arbeit der „Organisation" in Anspruch, welche den Bundesmitgliedern jährlich eine halbe Million Mark kostet.

Die Verhandlungen des **englischen** Unterhauses haben so geendet, wie jeder Politiker voraussah. Chamberlain geht als ein Ehrenmann aus der Untersuchung des südafrikanischen Ausschusses hervor, — wenigstens in den Augen der Mehrzahl seiner Landsleute. Ein kleiner Theil der Engländer und das Ausland dürften allerdings anderer Meinung sein, und dieser Theil dürfte die Begründung seiner Ansicht in der Thatsache finden, daß, als das Kreuzverhör auch mit ihm losgehen, als auch er Labouchère's spitzfindige und kniffliche Fragen beantworten, als er selbst zum Angeklagten gemacht werden sollte, Chamberlain und die Majorität des Ausschusses die Verhandlungen für beendet erklärten. Genau dasselbe, was im Ausschuß vorging, das wiederholte sich Montag Nacht im Unterhause. Wenn man im Ausschusse verhinderte, daß sehr belastende Umstände ans Licht gezogen wurden, wenn selbst die Mitglieder der liberalen Partei, Sir William Harcourt, Ellis und Buxton, keine Eile zeigten, irgend etwas öffentlich verlauten zu lassen, was sie vielleicht schon im Geheimen wußten, so mußte auch in der öffentlichen Verhandlung des Unterhauses das Ansehen Chamberlain's unter allen Umständen gewahrt werden, nicht des Parteimannes, sondern des englischen Politikers, der im Schachspiel um die Erweiterung des Reiches remis machte. Durch die Abstimmung ist Chamberlain nicht weiß gewaschen, aber er ist auch nicht positiv belastet, und somit geht er stolzer denn je aus den Verhandlungen hervor. Wie lange er freilich noch die politischen Geschicke lenken wird, das ist eine andere Frage. Es giebt Leute, auch im conservativen Lager, die Chamberlain gern los sein möchten, da er ein Mann ist, der seine Hand in alle Geschäfte steckt und besonders auf dem Gebiete der Socialpolitik seine Parteigenossen mit einer Strenge und Rücksichtslosigkeit erzieht, die seit den Tagen des Benjamin Disraeli den Tories nicht mehr vorgekommen ist. Ja, er ist ein gefährlicher Mann, dieser Joseph Chamberlain; aber viel gefährlicher wäre er außerhalb, als im Schoße des Ministeriums — das wissen die Tories und behalten ihn. Was die Afrikander zu dem Erfolge Chamberlain's sagen, das dürfte unschwer zu errathen sein. Wenn sie bisher die unverfrorene Behandlung mit Ruhe ausgehalten haben, so ist dies allein der versöhnlichen Haltung des Präsidenten Krüger zu verdanken. Die Rede Chamberlain's wird nicht dazu beitragen, die Gegensätze in Südafrika auszugleichen. Daß ein Schiedsgericht zur Beilegung der Streitfragen zwischen England und Transvaal, wie es von Pretoria aus vorgeschlagen ist, von der englischen Regierung gewünscht werden sollte, möchten wir trotz aller schwebenden „Erwägungen" bezweifeln. Das Unrecht ist zu sehr auf Englands Seite, als daß es darauf rechnen könnte, vor einem unparteiischen Forum gut abzuschließen. Für das Afrikanderelement liegt die Sache, trotz allen Entgegenkommens der Südafrikanischen Republik, genau so, wie vor einem Jahre. Und da Rhodes aus den Ausführungen Chamberlain's nur eine Ermuthigung zu neuen „patriotischen Verdiensten" schöpfen wird, handeln die Buren verständig, wenn sie ihren Patronenvorrath rechtzeitig verdoppeln. Eine friedliche Lösung der südafrikanischen Frage wäre nur denkbar, wenn das holländische Element bedingungslos vor den unberechtigten englischen Ansprüchen capitulirte.

Durch die beschleunigte Fortsetzung der Friedensverhandlungen scheint die **Türkei** etwas gelitten zu haben. Nicht nur, daß Griechenland wieder vorlaut wird, auch einzelne Mächte müssen hinter den Coulissen etwas zu sehr die Partei der griechischen Regierung genommen haben. Anders ist wohl die folgende präcise deutsche Kundgebung nicht aufzufassen, die sich in der „Kölnischen Zeitung" findet und die durch ihre Verbreitung durch Wolff's Bureau zu einer mehr als officiösen gestempelt wird. Die Kundgebung richtet sich gegen die guten Tanten und Basen, die jetzt am Goldenen Horn dem europäischen Störenfried für seine Ungezogenheiten, die beiden Reichen eine Menge Todte und Verwundete kosten, die Strafe verbüßen wollen. Die deutsche Politik hält aber dafür, daß Strafe sein muß und daß Griechenland den Becher des Unglücks auch auskoste, den es in seiner Selbsttäuschung mit Blut gefüllt habe. Das genannte Blatt läßt sich nämlich aus Berlin schreiben:

Ueber den Fortgang der Friedensunterhandlungen laufen augenblicklich die verschiedensten Meldungen durch die Presse. Richtig an ihnen dürfte sein, daß die Verhandlungen seit einigen Tagen ein schnelleres und erfolgversprechenderes Aussehen angenommen haben. Die Grenzfrage ist bis auf die Feststellung technischer Einzelheiten, die an Ort und Stelle geregelt werden sollen, erledigt, und auch die Frage der Kriegsentschädigung ist dahin entschieden worden, daß den Türken etwa vier Millionen türkische Pfund zugebilligt werden. Da-

---

Feuilleton.

„Harmonieen".

1) Roman von A. Fischer-Löher.

Alle Rechte vorbehalten.

Erstes Capitel.

Es war der allerniedlichste Rococosalon, der sich denken ließ. Alles darin war capricös, verbogen und geschweift. Ueberall gab es willkürliche Ecken, an dem Stuck, an den Thüren und an den Möbeln. Auf den lichtfarbenen Tapeten tanzten zwischen Laubgewinden und Fruchtschnüren rosenrothe und himmelblaue Cavaliere mit reifröckigen Damen im Grase zum Spiele der Guitarre, und auf dem Kaminschirm und den Teppichen hüpften kokette Schäfer und Schäferinnen. Die großen gewirkten Blumen in den seidenen, bernsteinfarbenen Ueberzügen der Polster hatten entzückende Farbentöne. Im ganzen Raume gab es nichts Gerades, nichts Ebenmäßiges. Ueberall sah man nur geschwungene Linien, an jedem Tischchen und an jeder Console, an den Nippes, an den Vasen und an den Simsen, als gäbe es auf der Welt nirgends eine Schranke für ein freies, capriciöses Schalten.

In einer Ecke dieses Rococosalons kauerte mit verdrießlicher Miene Comtesse Renate Eberstein. Sie langweilte sich unzweifelhaft in ihrer stummen Umgebung, für die sie jedoch wie geschaffen erschien.

Sie gehörte ihrer äußeren Erscheinung nach in diesen Rococosalon hinein wie nur je eine Marquise aus dem Frankreich vor der großen Revolution.

An Comtesse Renate war alles echt Rococo, von den zierlichen Atlasschuhen an bis zu dem silberschimmernden, aschblonden Haar, das hochfrisirt ein ovales Gesicht mit lichtgrauen Augen umrahmte. Auf der rechten Wange neben dem Grübchen saß ihr ein kleiner brauner Fleck, der ebenso echt war wie die köstlich weiche Sammethaut auf Gesicht und Hals. Dazu bauschte sich großgeblümter blauer Atlas um ihre Gestalt, und den Oberkörper umschloß ein langes silbergesticktes Mieder. Ueber den tief entblößten Hals fielen einige Lockenringel bis auf die Brust herab.

Comtesse Renate hatte diesen für einen hellen Sommernachmittag sonderbaren Staat zum Aerger ihrer gesammten Familie angelegt mit dem bestimmten Hintergedanken, auch den damit zurückzuschrecken, der ihr heute von den Ihrigen als künftiger Gatte vorgestellt werden sollte.

Wie sie diesen Plan verabscheute! Sie haßte Alle, die ihr eine solche abgekartete Heirath zumuthen wollten. Gewiß, sie war eine obstinate Seele, die nicht dem Vater und den lieben Verwandten für die unerwünschte Fürsorge die Hände küßte.

Sie hatte den Muth, ihre Ansichten und Wünsche Allen in der Familie entgegenzusetzen, die sie zum willenlosen Gehorsam herabdrücken wollten. Dadurch hatte sie zwar nicht durchgesetzt, über sich allein zu verfügen, doch ein Compromiß erzwungen. Man überrumpelte sie nicht mehr mit Befehlen, sondern man kündigte ihr solche vorher an.

Die Noth hatte Renate erfinderisch gemacht, diese Befehle oft im Keime zu ersticken, wenn sie ihr zuwider waren. Sie hatte eine große Geschicklichkeit darin erlangt, die Wünsche der Familie ganz unauffällig so zu beeinflussen, daß sie die Form annahmen, die sie wollte. So war es ihr meistens ohne offenen Widerspruch gelungen, zu thun, was ihr beliebte.

Der geplanten Heirath mit dem Fürsten Schwarzenburg war leider bis jetzt in keiner Weise beizukommen gewesen. Man hielt starr an dem Project fest. Das hatte Renate empört.

Was ging sie der Fürst an? Was seine Erbschaftsansprüche an die Majoratsgüter der Eberstein?

Schloß Eberstein war nie ihre Heimath gewesen. Der Inhaber des Majorats der Familie, der Bruder ihres Vaters, war ihr in seiner eisenfesten Oberherrlichkeit als Familienoberhaupt ein sehr unsympathischer Verwandter, mit dem sie unausgesetzt in stillschweigender Fehde lebte.

Aeußerlich ging der Verkehr zwischen ihr und dem Onkel glatt und voll aristokratischer Rücksichtnahme vor sich. Aber innerlich bäumte sie sich zuerst blindlings gegen jede Maßregel auf, die er als Familienoberhaupt traf.

In seinem Kopfe war der Plan gereift, daß sich die letzte Trägerin des Namens Eberstein-Greiffeld dem künftigen Majoratsherrn vermählen sollte zum Troste der Familie und zum Ausgleich der Unbegreiflichkeit der Weltregierung, die eine so alte Herrschaft durch Versagung der Leibeserben in andere Hände brachte.

Im Uebrigen vereinfachte die Heirath auch alle Erbschaftsangelegenheiten sehr, da in diesem Falle Renate's Vater, der um mehrere Jahre jüngere Bruder des Grafen Lothar Eberstein, des Majoratsherrn, auf die Uebernahme des Majorats als nächster Erbe verzichtete, falls er seinen Bruder überleben würde, was bei seiner Kränklichkeit allerdings kaum anzunehmen war.

Jedenfalls ergab sich durch diese Heirath der Comtesse Renate eine gewisse Befriedigung für alle Betheiligten, nur nicht für die Comtesse selbst.

Sie verneinte mit derselben Entschiedenheit, mit der Graf Lothar befahl.

Ihre Einwürfe, daß sie den Fürsten nicht kenne und sicherlich nie Liebe für einen aufgedrungenen Gatten empfinden werde, prallte an der Behauptung ab, daß Fürst Schwarzenburg ein Cavalier von tadellosem Ruf und schönem Aeußeren sei. Es wäre als ein großes Glück anzusehen, daß er geneigt sei, seine Hand der letzten Gräfin Eberstein zu reichen, und es zeuge von der edelsten Gesinnung.

Comtesse Renate dachte anders darüber. Der Edelmuth des Fürsten kam ihr etwas lächerlich vor. Er brachte dem Fürsten, der sonst nicht über große Reichthümer zu verfügen hatte, den Genuß der wahrhaft fürstlichen Erbschaft vermuthlich früher, als es ohne diese Verbindung der Fall gewesen wäre. Der jetzige Majoratsherr war 71 Jahre alt. Ihr eigener Vater, dessen Bruder, war volle acht Jahre jünger. Er kränkelte zwar viel, doch geschah dies schon seit Jahren, ohne daß sein Zustand je besorgnißerregend gewesen wäre. Es lag kein Grund vor, an einen frühen Erbantritt zu denken. Fürst Schwarzenburg konnte bis dahin in die Jahre kommen.

So kam es, daß die Comtesse ihn trotz allen Familienzornes abzuweisen gedachte. Aus Berechnung wollte sie nicht geheirathet sein. Dagegen sträubte sich ihre ganze Natur, und daher war ihre Achtung vor dem Fürsten nicht groß.

Wie konnte er seinen Namen, seine Ehre und sein eigenstes Ich einer Frau in die Hand geben wollen, die er nicht kannte? Hielt er so wenig von der Ehe, oder war ihm das Weib eine Bagatelle? Etwas, was man doch nicht ernst nimmt?

Die geplante Heirath wurde ihr immer verhaßter, je mehr sie sich in Fragen über den ihr aufgedrungenen Gatten erging.

In ihrem angeborenen Unabhängigkeitsdrange schwärmte sie nicht nur für die Frauenemancipation, für die Rechte des Individuums, sondern sie strebte danach zu leben. Durch das Vermögen ihrer seligen Mutter war sie selbstständig reich. Seitdem sie mündig war, bezog sie ihre Einkünfte uneingeschränkt und huldigte ihrem Geschmack und ihren Launen in ihrer ganzen Lebensführung ziemlich rücksichtslos, sobald sie einem Widerspruche begegnete, der ihrer Eigenart zu nahe trat.

Vollends wollte sie ganz allein Wählerin ihres Gatten sein. Diese ganze Angelegenheit ging nach ihrer Meinung die Verwandtschaft nur insofern etwas an, als sie sich sträuben konnte, einen Mann wegen eines moralischen Mangels in die Familie aufzunehmen. Mehr nicht. Sie selbst war kein haltloses Mädchen, das nur nach der Wahl ihrer Sippe glücklich zu werden hatte.

Ihre Vorliebe für das Rococo fand nicht den Beifall ihres Vaters und ihres Onkels. Trotzdem hatte sie sich nach und nach eine ganze echte Saloneinrichtung dieses Kunststils in den Antiquitätenläden zusammengesucht und sich mit vielem Geld und Kunstgeschmack ihren Salon in ein getreues Rococonest umschaffen lassen.

Hier lud sie sich zuweilen einige Freundinnen und junge Herren aus ihrem Umgangskreise ein, und Jeder war verpflichtet, zu diesen Theestunden im Costüm des Rococo zu erscheinen.

Eine solche Einladung hatte sie für heute ergehen lassen und erwartete nun ihre Gäste.

Das Warten hatte sie in eine gelangweilte Stimmung gebracht.

Die zuckenden Lichter der durch das Fenster hereinfallenden Sonnenstrahlen huschten über den Teppich bis an die blauen Atlasfalten des Kleides der Comtesse.

Renate, die in sich versunken vor sich hingestarrt hatte, löste die um ein Knie verschlungenen Hände, als der wirbelnde Sonnenstrahl an ihr hinaufsprang, und legte die Hände in das Licht. Es war eine schlanke, charaktervolle Hand, über die nun Licht und Schatten in quirlender Bewegung huschten.

Der Wind draußen mußte mit den Blättern des wilden Weines spielen, der seine Ranken über das breite Fenster getrieben hatte.

Wie Renate dessen inne wurde, ließ sie die Hände fallen. Sie wollte den Luftzug genießen, der das Weinlaub bewegte.

Sie stand von ihrem Sitz auf und machte einige langsame Schritte dem Fenster zu. Plötzlich blieb sie stehen.

„Ach! — ach!" entfloh es ihren Lippen.

Sie empfand auf einmal ein höchst sonderbares Gefühl, ein körperliches Unbehagen, welches sich einzustellen pflegt, wenn beabsichtigte außergewöhnliche Handlungen große Folgen nach sich ziehen können. Es fiel ihr zum ersten Mal ein, daß der Fürst vielleicht auch nur wie sie unter der Vermeidung eines directen Nein handelte, einem gesell-

SLUB
Wir führen Wissen.